

Rückblick nach einem Jahr Laufzeit: In den Straßen des Ruhrgebiets hat Jochen Gerz eines der ungewöhnlichsten Kunstprojekte der letzten Zeit umgesetzt. Und neben der Umgebung auch die Menschen verwandelt.

Von Sarah Elsing

Das Jahr 2010 war gerade ein paar Stunden alt, als sich auf einem Balkon in Mülheim an der Ruhr die Kunst entfaltete. Unten lag glitzernd die Stadt, links die Balkone des Nachbarhochhauses, rechts die Bahnlinie, der Blick ging diagonal zu den Schloten. Rot, gelb, grün wischte ihr Rauch in den Himmel. Der Horizont flirrte, als läge hinter Duisburg das Meer. Ein romantisches Panorama fast altmeisterlicher Perfektion. Doch keiner dachte hier an Caspar David Friedrich. Die Kunstgeschichte war von nun an Nebensache. Das eigentliche Kunstwerk waren in diesem Jahr die Menschen, die Menschen auf dem Balkon. Sie schrieben: „Wir sind sechs und es ist kalt. Es ist wohl der erste Eintrag überhaupt und wir haben der Welt Folgendes zu sagen.“

Mit diesen Worten begann am Neujahrstag 2010 das Kunstprojekt „2-3 Straßen“, für das der Konzeptkünstler Jochen Gerz achtundsiebzig Menschen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, den Niederlanden, der Slowakei, Marokko, Russland und Japan ins Ruhrgebiet geholt hatte. Ein Jahr lang sollten Sie zusammen mit ihren Nachbarn an einem gemeinschaftlichen Text schreiben. Im Essener Folkwang-Museum lief er über einen Monitor, und im kommenden März soll er als Buch erscheinen. Dafür wohnten die Autoren mietfrei in einer von drei für das Revier typischen Straßen: am Borsigplatz in Dortmund, in der Sankt-Johann-Straße in Mülheim an der Ruhr oder im Hochhaus am Hans-Böckler-Platz 7/9, der vertikalen Straße in Mülheim an der Ruhr. Die Straßen und ihre Bewohner waren die Ausstellung. Zu sehen gab es nicht viel, Spektakuläres schon gar nicht. Der soziale Prozess war das Kunstwerk. Die Straßen sollten sich mit dem Projekt verändern. Aber Jochen Gerz wollte hier keine Sozialarbeit leisten. Es ist der Blick, der sich wandeln sollte, nicht das Objekt. „Ich möchte, dass die Leute diese ‚2-3 Straßen‘ mit der gleichen Aufmerksamkeit, mit der gleichen Intensität, mit der gleichen Geduld angucken, mit der sie Bilder von Caspar David Friedrich angucken“, sagt er.

Und so dreht sich in Mülheim der Blick weg vom romantischen Panorama, hin zu den 222 frisch geweißten Balkonen des Doppelhochhauses am Hans-Böckler-Platz 7/9. In den siebziger Jahren als städtebauliches Prestigeobjekt mit Schwimmbad, Sauna und Solarium gebaut, wurde es wenig später Asylheim und verkam begleitet von zunehmendem baulichem Verfall zu einem Hort von Drogenmissbrauch und Kriminalität. Bis heute ist das zwanzigstöckige Hochhaus bekannt als



Die Farbidentität: Anna Wiesinger stellt Familie Hawkins ihre persönliche Wohnungsbeschilderung vor.



Beteiligte Wohnungen am Hans-Böckler-Platz in Mülheim

ein Ort, an dem sich regelmäßig Verzweifelte in den Tod stürzen. Beate Gottwald, die schon seit fünfzehn Jahren in einem Einzimmer-Apartment im neunzehnten Stock wohnt, hat drei solcher Todesstürze miterlebt. Einmal war es sogar ein Nachbar. Die sechzigjährige Friseurin gehört zu den alten Mietern, die selbst ein Teil von „2-3 Straßen“ geworden sind. Sie ist zum „Etagen-Klatsch“ vor den Aufzügen gekommen, sie hat Sätze für das Buch geschenkt, ihre Wohnung für Konzerte und Vernissagen geöffnet. Für das Projekt „Living in a Magazin“ hat sie von ihrer schwarzen Tochter erzählt, die zwischen Deutschland und Ghana eine eigene Identität sucht. Mit Ruedi, einem neunundsechzigjährigen Soziologen aus Zü-



Einer der Schauplätze: der Borsigplatz in Dortmund, aufgenommen am 8. Dezember 2010

Der gedrehte Blick



Sie schufen eine Bibliothek fürs Projekt: das Ehepaar Krueger.



Aus Karlsruhe nach Dortmund: Mathias Lempert



Eine Künstlerin als Teil des Kunstprojekts: Anna Wiesinger dachte sich für jeden ihrer Mitbewohner eine Farbkombination aus.

rich, hat sie sich richtig angefreundet. Ruedi hat zwischen Döner- und Pommestuben Bioläden ausfindig gemacht und die „Grünen Seiten“ geschrieben, eine Art ökologischer Einkaufsführer für Mülheim an der Ruhr. Die Vorstellung, dass solche Aktionen Kunst sind, dass sozial ausgeschlossene Menschen Autoren sein können, es überhaupt auf ihr Wort ankommt, ist nicht einfach zu vermitteln. Besonders den Bewohnern der „2-3 Straßen“ selbst. Das Bildungsniveau hier ist nied-

rig, und die meisten hatten bisher kaum Kontakt zu Kunst und Kultur. Aber Jochen Gerz ist optimistisch: „Die Menschen haben gelernt, Kunst anzugucken, jetzt müssen sie nur noch lernen, mit diesem Blick auch die Wirklichkeit anzugucken.“

Um diesen Prozess zu beschleunigen, gab es in „2-3 Straßen“ sogenannte „Besucherschulen“ wie die von Bazon Brock zur Documenta 4 vor vierzig Jahren. Neue und alte Mieter führten Gruppen durch das Viertel und erzählten die Geschichten der Bewohner. Die Ausstellungsbesucher sollten das Kunstwerk nicht nur betrachten, sondern selbst etwas in das „2-3-Straßen“-Buch schreiben. Am Borsigplatz in Dortmund sahen sie Dealer und die Pommestube, wo der BVB gegründet wurde, schauten aber auch hinter die gepanzerten Türen der Mietskasernen, die in den zwanziger Jahren für die Arbeiter der Westfalenhütte errichtet wurden.

In den Treppenhäusern leuchten neben fast jeder Tür die quadratischen Farbtäfelchen der „Galerie der Nachbarn“. Getreu der Barnett-Newman-Frage „Wer hat Angst vor Rot, Gelb, Blau?“ hatte die Malerin Anna Wiesinger jeden Bewohner nach seiner Lieblingsfarbe gefragt und damit persönliche Farbtäfel-

für den Hausflur erstellt: die Farbwahl als erster Schritt der Selbstfindung auf dem Weg zur Autorschaft. Man kann die Bilder im Kontext der Farbfeldmalerei als abstrakte Porträts verstehen, die den standardisierten Blocks Individualität gaben. Für viele Mieter sind die zu Quadraten arrangierten Tafeln einfach schöne, bunte Familienbilder, die zeigen, wer hinter der Tür zu Hause ist. Die Bewohner sind zum Kunstwerk geworden, ohne es selbst zu wissen.

„Konsumenten werden zu Autoren“, würden Kulturwissenschaftler diese Verwandlung wohl nennen. Ein ganzes Team aus Professoren begleitet das Projekt wissenschaftlich. Die Universität Lüneburg überprüft die „urbanen Kreativitätspulse“ von „2-3 Straßen“ auf ihre Nachhaltigkeit, eine Mikrosociologin der Universität Hamburg untersucht, wie durch die Text- und Bildproduktion eine „neue soziale Sichtbarkeit“ von sozialen Brennpunkten entstand. Eine Düsseldorfer Kunstwissenschaftlerin erforscht die „Erweiterung des Autorenverständnisses weit in die Steppen der Zuschauergesellschaft hinein“. Und doch war alles oft viel einfacher.

An einem heißen Tag im Juli versammelten sich die Mülheimer Nachbarn wieder auf Beate Gottwalds Balkon. Die tunesische Großfamilie grillte, der Schweizer Ruedi hatte Kräuter aus dem kollektiven Gemüsegarten mitgebracht. Vollkommen verstört trat Kevin auf den Balkon und zeigte in das sonnige Panorama. Der Duisburger Todes-tunnel von der Loveparade ist von hier nur knapp zehn Kilometer entfernt. Von oben konnte man das Gelände erahnen, auf dem noch immer Hunderttausende feierten. Aber die Nachbarn blickten lieber auf Kevin, der froh war, jetzt nicht allein zu sein.

Das waren die Momente, auf die es Jochen Gerz ankam: „Die Leute sollen kapiieren, dass die Wirklichkeit und Gesellschaft Zuwendung, unsere Zuneigung und Wärme braucht“, sagt er, „dann wird wahrscheinlich die Gesellschaft auch sympathischer.“

Kurz vor Weihnachten stehen die „2-3 Straßen“-Leute wieder auf dem Balkon im neunzehnten Stock. Eiszapfen hängen an der Markise. Am nächsten Tag werden viele wieder ausziehen, nur in Dortmund wollen einige bleiben. Sie haben der Wohnungsbaugesellschaft ein kreatives Versprechen gegeben und müssen im Gegenzug nur wenig Miete zahlen. Eine Gruppe will sich als „Sozialunternehmer“ selbstständig machen, um die Projekte fortzuführen und Mikrokredite an die Nachbarn zu vergeben.

Am Horizont zittert die Luft. „Es ist, als ob einem die Augenlider weggeschnitten wären“, schrieb Kleist über Caspar David Friedrichs „Mönch am Meer“. So ähnlich fühlt es sich an, wenn man die „2-3 Straßen“ einmal mit dem Blick von Jochen Gerz angeschaut hat. Man kann die Augen vor der Realität nicht mehr verschließen. Der Wind zerrt an der Markise. Am nächsten Tag wird ein Schneesturm kommen.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Johannes Bobrowski

Eva Demski

Roter Mohn

Leuchtender! Die wilden Winde übersteht dein Leuchten nicht, aber leih' mir, daß ich's binde, dein Erglühen zum Gedicht.

Nicht daß davon je geblieben wär dein Bild, das Rot darin! Immer, was wir herzlich lieben, geht dahin, wie Rauch dahin.

Die leeren Stengel der Poesie

Viele Mohnblumen wachsen im Garten der Poesie, bei Gustav Falke und Paul Celan, bei Ludwig Uhland, Richard Dehmel und eben auch bei Johannes Bobrowski. Aber der erzählt uns wenig über die rote Blume, sondern schreibt in seinen knappen, klassisch klingenden zwei Strophen ein Gedicht, das er dann nicht schreibt, nicht schreiben kann.

„Leuchtender!“ So spricht man eigentlich einen Gott an, und wer dieses Gedicht liest, wird aufgefordert, das Rot des Mohns vor seinem inneren Auge aufscheinen zu lassen. Es ist das reinste Rot, mit keiner anderen Farbe zu vergleichen. Selbst die kümmerlichen Mohnblumen an der Autobahn fangen im Vorbeirasen unsere Blicke ein mit ihrem Rot und halten sie einen Moment fest.

Bobrowski, der 1917 in Tilsit geboren wurde, hat an der Memel, an der Weichsel und dann in Masuren, wo die Familie später lebte, weite, leuchtend mohnblumenübersäte Felder sehen können, wie sie es bei uns schon lange nicht mehr gibt. Was er als Dichter aber mit sich getragen haben könnte – vielleicht schon bevor er Brechts „An die Nachgeborenen“ kannte –, dass ein „Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen“ sei. Wie viel mehr noch eines über Blumen? Bobrowski gehörte der Bekennenden Kirche an, war als Soldat, als Gefreiter, an verschiedenen Kriegsschauplätzen eingesetzt und

musste dann als Kriegsgefangener in einem russischen Bergwerk arbeiten. Nach dem Krieg entschied er sich für den Osten Deutschlands. Er war aber auch im Westen bekannt und Mitglied der Gruppe 47.

Nicht nur das Gespräch über Bäume geriet in Verdacht. Gedichte über Blumen werden auch ohne politische Begründung oft als etwas den ernstzunehmenden poetischen Sujets Ausweichendes empfunden, als eine Art Dichtererholung, Divertimento, Nebenwerk. Dabei haben sie es ganz schön in sich, Goethes Veilchen, Rilkes Hortensien, Benns Astern und Brechts Rosen.

Mit dem Mohn aber hat es eine besondere Bewandnis, und die macht Bobrowski sich zunutze. Bestimmt war ihm bewusst, was die schöne Blume so einzigartig macht: ihre Verbindung zum Rausch, zum Schlaf, zum Vergessen. Ein Windhauch schon trägt die Blütenblätter davon, und wenn man doch versucht, einen Strauß Mohnblumen zu pflücken, wenn man doch versucht, das unglaubliche Rot nach Hause zu tragen – man wird mit leeren Stengeln daheim ankommen. Von den leeren Stengeln der Poesie erzählt uns Bobrowski, der so wunderbar genau der Natur zuschauen konnte: Der Mohn soll seinem Gedicht das „Erglühen“ leihen. Aber die ersten zwei Zeilen der zweiten Strophe resignieren: Man kann sie nicht aufheben, die Farbe der Liebe, das

Rot, das Lebendige. In Wahrheit kann man gar nichts aufheben.

Auch die vielen Maler, von Huysum bis van Gogh oder Monet, die sich in den Mohn verliebt hatten, sind dieses Rots nicht Herr geworden, so schön ihre Bilder sein mögen. Und so fliegt Bobrowskis Gedicht sich gleichsam selber davon, ohne dass wir Nachgeborenen erfahren, um was der Dichter hier trauert. Er entlässt uns ein bisschen ratlos, mit der Melodie eines uralten Schlagers im Ohr, den er wahrscheinlich gekannt hat: „Roter Mohn, warum welkst du denn schon . . .“ – aber berührt von der Anmut dieser acht Zeilen, die um die ewigen Themenschwestern Vergänglichkeit und Vergleichenlichkeit schweben. Mohnblütenblätter in ihrer zerknitterten Seidigkeit zaubern sie uns vor Augen. So dass Bobrowski sicher einverstanden wäre, wenn wir dem Dichter Ludwig Uhland das letzte Wort geben: „Die Schatten, die ich sehe, / Sie sind, wie Sterne, klar. / O Mohn der Dichtung! wehe / Ums Haupt mir immerdar!“

■ Johannes Bobrowski: „Gedichte aus dem Nachlaß“. Herausgegeben von Eberhard Haufe. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1998. 424 S., br., 19,90 €.